

Gert Kerschbaumer/Karl Müller: TEXTAUSWAHL Bücherverbrennung 30. April 2007 – 17.00 Uhr
--

Gelesen von:

Christine Haidegger liest aus einem Brief von Stefan Zweig an den belgischen Maler Frans Masereel vom 15. April 1933 – also einige Wochen bevor am 10. Mai 1933 im Deutschen Reich in über 40 Städten Bücher verbrannt wurden.

Lieber Freund!

Ich müßte Dir sechs Briefblätter schreiben, denn seit dem Tage, wo wir [uns] sahen, hat sich die Welt reichlich verändert. Nach Schweden bin ich natürlich nicht gegangen und das war sehr klug, denn man hätte das natürlich als Flucht deklariert oder als Anmaßung, daß wir es überhaupt noch wagen, ein Wort in deutscher Sprache zu sprechen. Vielleicht hast Du das gestrige Dekret der deutschen Studentenschaft gelesen, die auffordert, aus allen Privatbibliotheken alle »undeutschen« Bücher verbrennen zu lassen (auch die Studie über Dich gehört dazu) und daß in Hinkunft wir unsere Bücher zuerst hebräisch erscheinen lassen und allenfalls davon Übersetzungen erlaubt werden. Du lachst wahrscheinlich, wenn Du dies liest, aber die Haßpsychose in Deutschland ist so, daß dies buchstäblich wahr ist und in der deutschen Studentenschaft als Befehl verkündet wird. Was sonst geschieht, spottet jeder Beschreibung, jede Art von Recht, Freizügigkeit ist in Deutschland aufgehoben, und es wird nur ganz kurze Zeit dauern, und wir haben in Österreich das gleiche Schicksal. [...] Sei vielmals begrüßt von Deinem getreuen Stefan Zweig

(Aus: Stefan Zweig: Briefe an Freunde. Hg. von Richard Friedenthal. Frankfurt a. M.: S. Fischer 1978, S. 226ff)

Ludwig Laher liest aus einem Brief von Kurt Tucholsky an seinen Freund Walter Hasenclever vom 17. Mai 1933 – einige Tage nach der Bücherverbrennung

Unsere Bücher sind also verbrannt. [...] In Frankfurt haben sie unsere Bücher auf einem *Ochsenkarren* zum Richtplatz geschleift. Wie ein Trachtenverein von Oberlehrern. Nun aber zu Ernsthafterem. Wenn die umliegenden Völker mehr Würde haben als die meisten Emigranten, die es nicht lassen können, deutsche Zeitungen und deutsche Produkte weiter zu kaufen, statt resolut auch das kleinste deutsche Stück Ware abzulehnen, wenn also wirklich boykottiert wird, kann sich Hitler *in dieser Form* wirtschaftlich nicht halten. Von „Zusammenbruch“ ist gar keine Rede - bitte glauben Sie nicht, daß ich in den üblichen Emigrantenfehler verfalle. Aber gar nichts zu fressen . . .? Da besteht am Horizont die leise Möglichkeit einer Abwandlung dieser Diktatur in eine Monarchie. Vielleicht nach einem sehr kurzen blutigen Übergangsstadium, aber das ist nicht nötig. Übersteht Hitler den nächsten Winter, dann werden wir mit ihm begraben. Übersteht er ihn nicht, also irgend etwas wie eine Monarchie. [. ..] Sie werden dann etwas von Treue an das angestammte Herrscherhaus erleben . . .! Das ganze Bürgertum würde erleichtert aufatmen. Denn: Sie haben es so nicht gewollt.

Gespräch mit einem hiesigen Buchhändler, einem Sachsen, gleene verschmitzte Augen, naduralisierdr Schweizr. Vermögender Mann. Erst: „Glauben Sie, daß man diese ausrangierten Werfel, Wassermann und so weiter ersetzen kann - hat die nur die Presse gemacht?“ — Ich: „Darf ich mal die letzten Börsenblätter sehn?“ - Bitte. Und ich lese. Da kommen sie nun aus allen Löchern gekrochen, die kleinen Provinznutzen der Literatur, nun endlich, endlich ist die jüdische Konkurrenz weg - jetzt aber! [...] Dann: Lebensgeschichten der neuen Heroen. Und dann: Alpenrausch und Edelweiß. Mattengrün und Ackerfurche. Schollenkranz und Maienblut — also Sie machen sich keinen Begriff, Niveau null.

(In: Kurt Tucholsky: *Ausgewählte Briefe 1913-1935*. Hg. von Mary Gerold-Tucholsky und Fritz Raddatz. Reinbek: Rowohlt 1962, S. 258f.)

Vladimir Vertlib liest aus Lion Feuchtwangers historischem Roman „Jüd Süß“ (erschienen 1925), der sich mit dem Schicksal von Josef Süß Oppenheimer, dem Bankier und Finanzberater von Herzog Karl Alexander von Württemberg, auseinandersetzt. Josef Süß Oppenheimer wurde am 4. Februar 1738 hingerichtet.

TEXT: „Süß war vom Schinderkarren losgebunden worden ... Die Kinder spielten Hängen.“

(Aus: Lion Feuchtwanger: Jud Süß. Roman. Fischer Taschenbuch Verlag, S. 516-518)

Soma Morgensterns Romantrilogie „Funken im Abgrund“ – „Der Sohn des verlorenen Sohnes“, „Idyll im Exil“ und „Das Vermächtnis des verlorenen Sohnes“ – konnte zur Gänze erst in den 1990er Jahren in ihrer deutschen Originalsprache publiziert werden, war also dem deutschsprachigen Publikum nicht zugänglich. Schon zwischen 1946 und 1950 war die Trilogie in einer amerikanischen Übersetzung publiziert worden. Soma Morgenstern, 1890 in Ostgalizien geboren, war eng mit Joseph Roth befreundet. **Armin Eidherr liest eine Passage aus Soma Morgensterns Erinnerungen „Joseph Roths Flucht und Ende“, erschienen 1994, geschrieben in Erinnerung an die Jahre 1933 und 1934.**

Die Arbeit an meinem Roman [Der Sohn des verlorenen Sohnes] wurde zweimal von weltgeschichtlichen Ereignissen unterbrochen. Hitlers Machtübernahme in Deutschland, was dazu geführt hat und was die Folgen sein könnten, hat mich monatelang mehr beschäftigt als die Arbeit an einem Roman. Der Putsch in Wien, und was dazu geführt hat, verhindert mich auch am Schreiben an einem Roman. Eine solche Arbeit in solchen Zeiten kam mir grotesk vor. Zeit meines Lebens verstand ich nicht, und auch heute noch, im Alter, begreife ich noch immer nicht völlig, wie man angesichts des Untergangs von Völkern und Welten am Schreibtisch sitzen kann und als Künstler, als Dichter, ungestört weiter zum Wohl oder gar zum Vergnügen Kunst oder gar Amüsement zu produzieren imstande ist. Warum man es tut, wüßte ich schon zu sagen. Aber wie man es fertigbringt, scheint mir bedenklich. Und dabei soll es meinetwegen bleiben. Mag es noch so defaitistisch und lächerlich anmuten.

Nachdem ich in das Hôtel Foyot übersiedelt war, wo [Joseph] Roth seit Jahren wohnte, waren wir natürlich täglich zusammen. Gleich am ersten Tage wollte er wissen, wie weit ich mit meinem Roman war. [Soma Morgenstern:] "Ich glaube, ich habe etwa zwei Drittel fertig. Ich muß mir das noch genau ansehen, denn ich habe, wie du dir wohl denken kannst, in den letzten Monaten nicht die Laune gehabt und nicht die Kraft zur weiteren Arbeit an dem Buch." - [Joseph Roth:] Du mußt trachten, mit dem Buch schnell zu Ende zu kommen. Wir haben unsere Welt verloren. Ich bin in etwas besserer Lage als du, denn meine Bücher haben schon meinen Namen im Ausland bekannt gemacht. Das wird mir nicht viel helfen. Aber wie man in Wien sagt: besser wie gornix. Du, Soma, kommst schon fast zu spät. Wie soll sich einer, der jetzt deutsch schreibt, im Ausland als Flüchtling einen Namen machen?"

Christoph Janacs liest Passagen aus Carl Zuckmayers Autobiographie „Als wär’s ein Stück von mir. Horen der Freundschaft“ (1966). Zuckmayer lebte seit 1934 in Henndorf bei Salzburg und flüchtete nach der Annexion Österreichs im Jahre 1938 aus Österreich. Die folgende Passage bezieht sich auf diese bedrängenden Stunden und stammt aus dem Kapitel „Austreibung“:

Die Stadt verwandelte sich in ein Alptraumgemälde des Hieronymus Bosch: Lemuren und Halbdämonen schienen aus Schmutzeiern gekrochen und aus versumpften Erdlöchern gestiegen. [...] Und alle Menschen verloren ihr Gesicht, glichen verzerrten Fratzen: die einen in Angst, die andren in Lüge, die andren in wildem, haßerfülltem Triumph. Ich hatte in meinem Leben einiges an menschlicher Entfesselung, Entsetzen oder Panik gesehen. [...] Ich war beim Münchener „Hitler-Putsch“ von 1923 mitten unter den Leuten auf der Straße. Ich erlebte die erste Zeit der Naziherrschaft in Berlin. Nichts davon war mit diesen Tagen in Wien zu vergleichen. Was hier entfesselt wurde, hatte mit der „Machtergreifung“ in Deutschland (1933), die nach außen hin scheinbar legal vor sich ging und von einem Teil der Bevölkerung mit Befremden, mit Skepsis oder mit einem ahnungslosen, nationalen Idealismus aufgenommen wurde, nichts mehr zu tun. Was hier entfesselt wurde, war der Aufstand des Neids, der Mißgunst, der Verbitterung, der blinden böswilligen Rachsucht – [...] Merkwürdigerweise – ich kann das heute noch schwer erklären, aber der Wahrheit gemäß, ohne Gedächtnisfälschung, bezeugen – empfand ich in diesen Stunden und Tagen keine Angst. Sondern nichts als Zorn, Abscheu, Verzweiflung und eine völlige Gleichgültigkeit gegenüber dem eigenen Leben.

[...]

Einige meiner Freunde fuhren noch in derselben Nacht. Das war auch klüger, denn die Grenzsperrre setzte erst in den nächsten Tagen ein. Ich wollte nicht. Vielleicht war es eine Art von Lähmung, von Trotz oder Scham [...].

Ich reiste allein, mit dem direkten Zug Wien-Zürich. [...] Der Salzburger Bahnhof glich einem Heerlager, überall kampierten die Einmarschtruppen, die einen ruhigen, disziplinierten, soldatischen Eindruck machten. [...] Der gleiche Mob, den ich von Wien her kannte, belagerte die Bahnhofshalle, sagte „Sssieg-Heil“ oder sang das Horst-Wessel-Lied, die Parteihymne, in der es wie zum Hohne hieß: „Die Zeit für Freiheit und für Brot bricht an!“ und an die, erst recht wie zum Hohn, das gute alte Deutschlandlied des einstigen 48ers Hoffmann von Fallersleben, nach der Melodie von Haydn, angehängt wurde. Ich wollte mir Zigarren kaufen, aber die Tabaktrafikanin, die mich jahrelang bedient hatte, eine fünfzigjährige Witwe, rannte hinter ein paar deutschen Soldaten her, um ihnen Zigaretten in die Taschen zu stecken. „Daitsche Brieder“, kreischte sie und verdrehte die Augen ekstatisch. [...] Der Gedanke, dieses Land zu verlassen, wurde mir immer leichter.

O. P. Zier liest ein Gedicht von Berthold Viertel aus dem Gedichtband „Der Lebenslauf“, der im Jahre 1946 im New Yorker Exilverlag „Aurora“ erschienen ist.

Berthold Viertel: DER NICHT MEHR DEUTSCH SPRICHT

Deutsch zu sprechen hast du dir verboten
Wie du sagst: aus Zorn und tiefer Scham.
Doch wie sprichst du nun zu deinen Toten,
Deren keiner mit herüberkam?

Zu Genossen, die für dich gelitten,
Denn statt deiner wurden sie gefaßt.
Wie willst du sie um Verzeihung bitten,
Wenn du ihren Wortschatz nicht mehr hast?

Jene Ruchlosen wird es nicht schrecken,
Wenn du mit der Muttersprache brichst,
Ihre Pläne weiter auszuhecken,
Ob du auch das reinste Englisch sprichst.

Wie das Kind, das mit der Mutter greinte,
Und, indem es nicht zu Abend aß,
Sich zu rächen, sie zu strafen meinte:
Solch ein kindisch armer Trotz ist das.

(In: Berthold Viertel: Der Lebenslauf. Gedichte. New York: Aurora Verlag 1946/
Berlin: Aufbau Verlag 1947)

Gudrun Seidenauer liest Passagen aus Ilse Aichingers „Aufruf zum Misstrauen“, erstmals publiziert in der Zeitschrift „Plan“ im Juli 1946

Ilse Aichinger: AUFRUF ZUM MISSTRAUEN

Ein Druckfehler? Lassen Ihre Augen schon nach? Nein! Sie haben ganz richtig gelesen — obwohl Sie diese Überschrift unverantwortlich finden, obwohl — Sie finden keine Worte. Ist es nicht gerade die schwerste und unheilbarste Krankheit dieser tastenden, verwundeten, von Wehen geschüttelten Welt? Ist es nicht die Sprengladung, welche die Brücken zwischen den Völkern in die Luft wirft, dieses furchtbare Mißtrauen, ist es nicht die grausame Hand, welche die Güter der Welt ins Meer streut, die den Blick der Menschheit überschattet und lauernd verwirrt? Ist es notwendig, diese Ursache aller Qualen neuerlich zu rufen und aus ihrer Höhle zu locken? Haben wir nicht lange genug aneinander vorbeigeschaut, haben geflüstert anstatt zu sprechen, sind geschlichen anstatt zu gehen? Sind wir nicht lange genug, von Furcht gelähmt, einander ausgewichen? Und wo sind wir heute? Bespötteln wir nicht jede Instanz über uns, jede Behörde, jede Maßnahme, die wir j nicht ergriffen, jedes Wort, das wir nicht gesagt haben? Wir sind erfüllt von Mißtrauen gegen Gott, gegen den Schleichhändler, bei dem wir kaufen, gegen die Zukunft, gegen die Atomforschung und gegen das wachsende Gras. Und nun? Nein, es ist kein Irrtum, hier steht es klar und deutlich: Aufruf zum Mißtrauen! Aufruf zur Vergiftung also? Aufruf zum Untergang?

Beruhigen Sie sich, armer, bleicher Bürger des XX. Jahrhunderts! Weinen Sie nicht! Sie sollen ja nur geimpft werden. Sie sollen ein Serum bekommen, damit Sie das nächste Mal um so widerstandsfähiger sind! Sie sollen im kleinsten Maß die Krankheit an sich erfahren, damit sie sich im größten nicht wiederhole. Verstehen Sie richtig. An sich sollen Sie die Krankheit erfahren! Sie sollen nicht Ihrem Bruder mißtrauen, nicht Amerika, nicht Rußland und nicht Gott. *Sich selbst müssen Sie misstrauen!* Ja? Haben Sie richtig verstanden? Uns selbst müssen wir mißtrauen. Der Klarheit unserer Absichten, der Tiefe unserer Gedanken, der Güte unserer Taten! Unserer eigenen Wahrhaftigkeit müssen wir mißtrauen! Schwingt nicht schon wieder Lüge darin? Unserer eigenen Stimme! Ist sie nicht gläsern vor Lieblosigkeit? Unserer eigene Liebe! Ist sie nicht angefault von Selbstsucht? Unserer eigenen Ehre! Ist sie nicht brüchig vor Hochmut?

Sagten Sie nicht. Sie hätten lieber im vorigen Jahrhundert gelebt? Es war ein sehr elegantes und vernünftiges Jahrhundert. Jeder, der einen vollen Magen und ein weißes Hemd hatte, traute sich selbst. Man pries seine Vernunft, seine Güte, seine Menschlichkeit. Und man bot tausend Sicherungen auf, um sich gegen die Schmutzigen, Zerrissenen und Verhungerten zu schützen. Aber keiner sicherte sich gegen sich selbst. selbst. So wuchs die Bestie unbewacht und und unbeobachtet durch die Generationen. Wir haben sie erfahren! Wir haben sie erlitten, um uns, an uns und vielleicht auch in uns! Und sind doch schon wieder bereit, selbstsicher und überlegen zu werden, zu liebäugeln mit unseren Tugenden! Kaum haben wir gelernt, den Blick zu heben, haben wir auch schon wieder gelernt, zu verachten und zu verneinen. Kaum haben wir stammelnd versucht, wieder „ich“ zu sagen, haben wir auch schon wieder versucht, es zu betonen. Kaum haben wir gewagt, wieder „du“ zu sagen, haben wir es schon mißbraucht! Und wir beruhigen uns wieder. Aber wir sollen uns nicht beruhigen!

Trauen wir dem Gott in allen, die uns begegnen, und mißtrauen wir der Schlange in unserem Herzen! Werden wir mißtrauisch *gegen* uns selbst, um vertrauenswürdiger zu sein!

(In: Plan 1 (Juli 1946), 7. Heft, S. 588)

Ludwig Laher und Christine Haidegger lesen zum Schluss aus einer Rede Erich Kästners, die er anlässlich der 25. Wiederkehr der Bücherverbrennung des Jahres 1933 bei der PEN-Tagung in Hamburg am 10. Mai 1958 gehalten hat.

Erich Kästner: Über das Verbrennen von Büchern.

... Das blutige Rot der Scheiterhaufen ist immergrün. Einen dieser Scheiterhaufen haben wir, mit bloßem Auge, brennen sehen. Das war auf den Tag genau vor einem Vierteljahrhundert, und deswegen haben wir uns heute versammelt.

Es gibt Andachtsübungen, und wie es Andachtsübungen gibt, sollte es, nicht weniger ernsthaft und folgenschwer, Gedächtnis-Übungen geben. Meine Damen und Herren, wir sind zu einer Gedächtnis-Übung zusammengekommen. [...] eine Gedenkstunde soll eine Gedächtnisübung sein, und noch etwas mehr. Was hülfe es, wenn sie nur der Erinnerung an arge Zeiten diene, nicht aber der Erinnerung an unser eigenes Verhalten? Das heißt, hier und jetzt, für mich nicht mehr und nicht weniger: an mein Verhalten? Ich bin nur ein Beispiel neben anderen Beispielen. Doch da ich mich etwas besser als andere kenne, muß in meiner Rede nun ein wenig von mir die Rede sein.

[...]

Ich hatte angesichts des Scheiterhaufens nicht aufgeschrien. Ich hatte nicht mit der Faust gedroht. Ich hatte sie nur in der Tasche geballt. Warum erzähle ich das? Warum mische ich mich unter die Bekenner? Weil, immer wenn von der Vergangenheit gesprochen wird, auch von der Zukunft die Rede ist. Weil keiner unter uns und überhaupt niemand die Mutfrage beantworten kann, bevor die Zumutung an ihn herantritt. Keiner weiß, ob er aus dem Stoffe gemacht ist, aus dem der entscheidende Augenblick Helden formt. Kein Volk und keine Elite darf die Hände in den Schoß legen und darauf hoffen, daß im Ernstfall, im ernstesten Falle, genügend Helden zur Stelle sein werden.

Und auch wenn sie sich zu Worte und zur Tat meldeten, die Einzelhelden zu Tausenden - sie kämen zu spät. Im modernen undemokratischen Staat wird der Held zum Anachronismus. Der Held ohne Mikrophone und ohne Zeitungsecho wird zum tragischen Hanswurst. Seine menschliche Größe, so unbezweifelbar sie sein mag, hat keine politischen Folgen. Er wird zum Märtyrer. Er stirbt offiziell an Lungenentzündung. Er wird zur namenlosen Todesanzeige.

Die Ereignisse von 1933 bis 1945 hätten spätestens 1928 bekämpft werden müssen. Später war es zu spät. Man darf nicht warten, bis der Freiheitskampf Landesverrat genannt wird. Man darf nicht warten, bis aus dem Schneeball eine Lawine geworden ist. Man muß den rollenden Schneeball zertreten. Die Lawine hält keiner mehr auf. Sie ruht erst, wenn sie alles unter sich begraben hat. Das ist die Lehre, das ist das Fazit dessen, was uns 1933 widerfuhr. Das ist der Schluß, den wir aus unseren Erfahrungen ziehen müssen, und es ist der Schluß meiner Rede. Drohende Diktaturen lassen sich nur bekämpfen, ehe sie die Macht übernommen haben. Es ist eine Angelegenheit des Terminkalenders, nicht des Heroismus. Als Ovid sein »Principiis obsta!« niederschrieb, als er ausrief: »Bekämpfe den Beginn!«, dachte er an freundlichere Gegenstände. Und auch als er fortfuhr: »Sero medicina paratur!«, also etwa »Später helfen keine Salben!«, dachte er nicht an Politik und Diktatur. Trotzdem gilt seine Mahnung in jedem und auch in unserem Falle. Trotzdem gilt sie auch hier und heute. Trotzdem gilt sie immer und überall.

Meine Damen und Herren, ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.

(In: E. K.: Gesammelte Schriften. Band 5, S. 571f. Ansprache Kästners auf der PEN-Tagung in Hamburg am 10. Mai 1958.)

ENDE der gesamten LESUNG der AutorInnen

Quadrophonie – Schlusstück: Erwin Schulhoff – Rondino – Finale.